

Präventiv ausgerichtete Netzwerke können verhindern, was Kinder straffällig macht

**„Frühe Hilfen statt später Strafen – was tun mit den unter 14-Jährigen?“:
Fachtagung thematisierte Kinder unter der Strafmündigkeitsgrenze**

Wir reden von Fällen, aber eigentlich geht es doch um die Kinder. In ihrem Interesse müsste man an einem Strang ziehen und alle Kompetenzen und Kräfte bündeln, sodass ihnen rechtzeitig größtmögliche Unterstützung und individuelle Hilfe zuteil wird. Ein Wunschziel, das unter den Tagungsteilnehmern/innen auf breite Zustimmung stieß. Was soll mit den unter 14-Jährigen, die bereits im kindlichen Alter mehrfache sowie auch schwere Straftaten begehen, geschehen? U.a. diese Frage diskutieren am 25. April rund 260 Fachkräfte aus dem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, Schule und Polizei im Horion-Haus des Landschaftsverbandes Rheinland in Köln. Neben Fachvorträgen boten sechs Workshops viel Gelegenheit, mehr über die Praxis von Prävention, Intervention und Netzwerkarbeit zu erfahren. Veranstaltet wurde die Tagung vom Landesarbeitskreis Jugendhilfe, Polizei, Schule Nordrhein-Westfalen (LAK-NRW), dem die drei Landesstellen Jugendschutz, die beiden NRW-Landesjugendämter Rheinland und Westfalen-Lippe, das Landeskriminalamt, das Landesamt für Ausbildung, Fortbildung und Personalangelegenheiten der Polizei und das Ministerium für Schule und Weiterbildung angehören. Die Federführung bei der Organisation dieser 17. Tagung des LAK-NRW lag bei der Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Landesstelle NRW (AJS NRW e.V.).

Im Fokus standen somit strafunmündige Kinder¹, bei denen reguläre erzieherische Maßnahmen nicht mehr greifen und die ihre Eltern sowie Pädagogen in besonderem Maße herausfordern. Aus pädagogischer wie auch aus polizeilicher Sicht gestaltet sich der Umgang mit dieser Gruppe von Kindern oftmals zu einer Gratwanderung. Einige begehen oft schon im frühen und mittleren Kindesalter viele und manchmal auch schwere Straftaten - sind sogar Mehrfach- und/oder Intensivtäter. Und da sie nicht wegen einer Straftat verurteilt werden können, redet man in ihrem Fall von Kinderdelinquenz statt von Kinderkriminalität. Frühzeitig gegensteuern, so lautete u.a. ein Anspruch der Tagungsteilnehmer/innen. Zum einen, um andere zu schützen, und zum anderen, um zu verhindern, dass diese Kinder ihre eigene Biografie noch mehr belasten. Aber wie sieht die richtige Hilfeleistung aus? Wie können unterschiedliche Professionen aus den Bereichen Kinder- und Jugendhilfe, Kinder- und Jugendpsychiatrie und Polizei auch im Sinne präventiver Maßnahmen verlässlich und fallgerecht zusammenarbeiten?

Thema „brennt unter den Nägeln“

„Nur Netzwerke können verhindern, dass Kinder straffällig werden“, so Jürgen Jentsch, Vorsitzender der AJS NRW e.V. Der Landesarbeitskreis trage nunmehr seit über 30 Jahren dazu bei, dass Jugendhilfe, Polizei und Schule auf Landesebene zusammenarbeiten und - vor allem – sich austauschen. „Von dem hohen Zuspruch dieser Tagung, insbesondere aus dem Bereich der Schulsozialarbeit, sind wir völlig überrascht“, so Jentsch, denn ursprünglich hatten über 430 Personen aus ganz NRW Interesse gezeigt. Aufgrund der großen Nachfrage ist eine zweite Auflage der Tagung bereits angedacht. Rund die Hälfte der Tagungsteilnehmer/innen ist in Schulen (hiervon ca. 60% aus der Schulsozialarbeit) tätig, darüber hinaus in Jugendämtern (25%), bei freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe und im Polizeidienst (25%).

¹ Minderjährige bis zum vollendeten 14. Lebensjahr sind in der BRD für ihre Straftaten nicht verantwortlich (siehe auch Jugendgerichtsgesetz § 1 Abs. 2 JGG und Strafgesetzbuch § 19 StGB).

„Die große Nachfrage zeigt, dass das Thema den Fachkräften unter den Nägeln brennt“, so Jentsch. „Wir dürfen nicht vergessen, dass Kinder, die bereits früh verhaltensauffällig werden und erhebliche Straftaten begehen, in erster Linie immer noch Kinder sind – allerdings mit großen Problemen. Sie und ihre Familien brauchen eine wirksame Unterstützung, und das möglichst schnell.“ Diese Gruppe von Kindern „fordert ihre Erzieher in besonderem Maße“, und auch Pädagogen fühlten sich gelegentlich überfordert, so Jentsch. Daher bräuchten auch Fachkräfte in den Schulen und in der Kinder- und Jugendhilfe regelmäßig Rat und Unterstützung. Viele dieser Probleme ließen sich nur gemeinsam lösen und daher seien eine fundierte Netzwerkarbeit und verlässliche Kooperationen unverzichtbar.

Prävention gelingt nur im Zusammenspiel

„Mit diesem Thema haben wir einen Nerv getroffen und das liegt wahrscheinlich daran, dass es zu diesem Thema keine fertigen Lösungswege gibt“, so Dieter Göbel, Fachbereichsleiter Jugend beim LVR-Landesjugendamt Rheinland. Die Ausgangslage sei oftmals schwierig: Auf der einen Seite habe man das Vorgehen der so genannten Intensivtäter unter 14 Jahren „und eine auf Empörung abzielende mediale Berichterstattung, die nur sehr schwer durch einen ruhigen Diskurs begleitet werden kann“, so Göbel. Andererseits habe man im Rahmen der sozialpädagogisch ausgerichteten Jugendhilfe große Schwierigkeiten, diesen Jugendlichen zu begegnen.

„Aber um welche Jugendliche handelt es sich?“, fragte Göbel, denn oftmals würde in diesem Zusammenhang der Begriff „Systemsprenger“ fallen. Gemeint seien damit u.a. Kinder und Jugendliche, die zwischen Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie stetig hin und her pendeln, „oftmals, weil beide Institutionen, auch wegen institutioneller finanzieller Schranken, diese Jugendlichen hin und her schieben und keiner ihnen mit Hilfeangeboten gerecht werden kann“. „Ich glaube, von Seiten der Jugendhilfe müssen wir anerkennen, dass auch wir uns mit diesen Jugendlichen sehr schwer tun“, so Göbel. Schließlich sei ihr Charakter oftmals von einer starken Ausprägung an Dissozialität und fehlender Empathie geprägt, „wichtige Grundbedingungen für Sozialität“, damit gesellschaftliche Organisation gelingen könne.

In diesem Zusammenhang den Weg der Prävention einzuschlagen sei „richtig und alternativlos“. „Ich bin fest davon überzeugt, dass wir vorbeugen können und müssen und dass wir somit die Entstehung von sozialschädlichem Verhalten verhindern können. Gleichzeitig möchte ich aber auch davor mahnen, dass man über einen präventiven Ansatz alles sozialschädliche Verhalten tatsächlich beseitigen kann“, so Göbel, denn dies würde bedeuten, dass man betroffene Familien unter eine permanente sozialstaatliche Kontrolle stellen würde. Das sei „nicht wünschenswert“. Weiterhin müsse bedacht werden, dass komplexe Einflussfaktoren einfache Lösungen nicht zulassen, denn oftmals würden messbare Einflussfaktoren, die auf die Biografie einzelner Kinder und Jugendlicher wirken, außerhalb der für die Kommunen, Jugendämter, Schulen und die Polizei gestaltbaren Faktoren liegen.

Die im Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG Artikel 1, SGB VIII) festgeschriebenen „Hilfen zur Erziehung durch die Jugendhilfe“ (HzE) ermöglichten ein breites Spektrum an individuellen und/oder therapeutischen Maßnahmen und stünden damit beispielhaft für eine „sekundäre Prävention“. Aufgrund der vermehrten präventiven Ausrichtung seien hier in den letzten zwölf Jahren die Kosten bundesweit um rund 55% angestiegen. Mittlerweile würden rund sieben Milliarden Euro für diesen Bereich ausgegeben. „Wenn man präventiv wirken will, dann sollte man das nicht mit dem Versprechen tun, dass es unmittelbar günstiger wird“, so Göbel. Prävention gelänge nur „im Zusammenspiel mit allen Beteiligten“. Diese Erkenntnis setze sich nach Aussagen Göbels immer mehr durch und fände auch ihre Entsprechung im Bundeskinderschutzgesetz, das am 1. Januar 2012 in Kraft getreten ist. Göbel begrüßte daher das „zunehmend entkrampfte“ Zusammenarbeiten von Polizei und Kinder- und Jugendhilfe. Aus eigener Erfahrung weiß er, wie wichtig die Beteiligung der Polizei ist, beispielsweise in der Schulsozialarbeit im Rahmen von

„Sicherheitspartnerschaften“. Solche Projekte seien keine Exklusivität der Schule oder der Jugendhilfe, vielmehr gehöre „bei einer schwierigen Klientel auch die Polizei dazu“. Die Zusammenarbeit würde allerdings nur gelingen, wenn von Seiten aller Beteiligten unterschiedliche Rollen anerkannt werden. Im Rahmen dieses Institutions- bzw. Rollenverständnisses sei zielführend, dass Kinder und Jugendliche frühzeitig „abgefangen“ werden, sodass sie zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten heranwachsen können. „Kein Kind wird als Täter geboren, sondern zum Täter wird man aufgrund von bestimmten sozialen Verhältnissen gemacht“, ist Göbel überzeugt. Es sei eine gesetzliche Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe, sich um diese gesellschaftlichen Missstände zu kümmern und diese auch öffentlich anzuprangern.

Prävention wirkt: Weniger junge Tatverdächtige

Ministerialdirigent Manfred Walhorn, Leiter der Abteilung Kinder und Jugend im Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, freute sich über den großen Anklang der Veranstaltung, der verdeutlichen würde, „dass hinter dem Thema ein offensichtlich großer Bedarf an unmittelbarem Ausbau steckt“. Die langjährige erfolgreiche Arbeit des LAK-NRW und der AJS NRW hätte maßgeblich dazu beigetragen, das Thema Prävention innerhalb des politischen Handelns zu profilieren.

Der Bereich „Kindheit, Jugend und Strafprävention“ sei nicht zuletzt aufgrund einer Negativberichterstattung in den Medien ein schwieriges Thema. Walhorn sprach in diesem Zusammenhang von einer „verzerrten Wahrnehmung“ von Kindheit und Jugend, bei der „überproportional“ Gewalt und Straffälligkeit im Vordergrund stehen würden. Diese werde durch die Fakten allerdings nicht gedeckt, denn anhand der Kriminalstatistik sei erkennbar, dass die Kinder- und Jugendkriminalität sinkt bzw. konstant bleibt und nicht ansteigt. „In 2011 verzeichnete die Polizeiliche Kriminalstatistik NRW die niedrigste Zahl der Tatverdächtigen unter 21 Jahren“, so Walhorn. Diese leicht rückläufige Entwicklung sei bereits seit rund zehn Jahren zu beobachten. Dennoch betrage die statistische Quote der unter 21-Jährigen immerhin 25% (rund 125.000) unter allen ermittelten Tatverdächtigen (rund 494.000). Der Anteil der tatverdächtigen Kinder unter 14 Jahren sei von 4,3% im Jahr 2010 auf mittlerweile 4,0% gefallen. Dabei betrug der Anteil der mehrfach tatverdächtigen Kinder unter 14 Jahren im Berichtsjahr 2,3%. Im Zehnjahresvergleich habe sich die Anzahl reduziert. Wurden im Jahr 2002 noch rund 1.000 Tatverdächtige verzeichnet, so waren es in 2011 nur noch 433.

Diese Entwicklungstendenzen würden sich auch im Bereich der Tatverdächtigen widerspiegeln, denen man eine Gewalttat zur Last legte. „Bei Kindern, die Gewalt begehen, hatten wir in 2007 und 2008 einen leichten Anstieg. Dies hat sich zum Glück seit 2009 nicht fortgesetzt“, so Walhorn. Nach dem letzten Stand habe man es mit 2.475 Gewalttaten, die von Kindern unter 14 Jahren ausgeübt wurden, zu tun gehabt. Dies sei immer noch eine problematisch hohe Zahl, aber es sei zugleich auch die niedrigste Anzahl von tatverdächtigen Kindern seit Ende der 90er-Jahre. „Ich möchte nichts verharmlosen“, so Walhorn, jedoch sei diese Entwicklung auch als wichtiges Signal nach außen zu verstehen, weil es aufzeige, dass präventive Tätigkeit und Zusammenarbeit wirken.

Angesichts der „vielfältigen Spannungen“, denen Kinder und Jugendliche heute ausgesetzt seien, sei bemerkenswert, dass Delikte nicht ansteigen. Walhorn kritisierte, dass die Jugend in Zusammenhang mit Problemen, Gewalttaten oder auch Medien oftmals „zu eng“ wahrgenommen werde. Kinder- und Jugendarbeit und Kinder- und Jugendpolitik müsse stärker profiliert und sichtbarer gemacht werden. Dazu gehöre auch der Bildungsbereich. U.a. hierfür seien Konzepte und Maßnahmen im Kinder- und Jugendförderplan festgeschrieben. „Wir halten es für wichtig, Akteure verlässlich zu fördern, weil diese Arbeit nur Erfolg haben kann, wenn man einen langen Atem hat“, so Walhorn. Dazu gehören auch eine stärkere Förderung der offenen Jugendarbeit sowie die „qualifizierte Umsetzung“ von Neuerungen, die sich seit Inkrafttreten des Bundeskinderschutzgesetzes ergeben haben, wie z.B. im Bereich der frühen Hilfen. Hier gehe es nicht zuletzt darum, mit Hilfe einer

verbesserten Kooperation Familien möglichst früh zu erreichen, um ihnen niederschwellige, nicht diskriminierende und nicht stigmatisierende Unterstützung zukommen zu lassen, so Walhorn. Ziel sei, vorhandene Potentiale zu stärken und auf diesem Wege dazu beizutragen, dass Kindern Gewalterfahrungen erspart blieben. Dabei setzt die Landesregierung auf die regional vielfältig vorhandenen Potentiale, Kooperationen und Netzwerke, um der Bedarfslage und auch dem individuellen Einzelfall gerecht zu werden. Man könne delinquentes Verhalten nicht „auf Null fahren“, so Walhorn, vielmehr gehe es darum, „Verhältnisse zu ändern, die Kinder in solche Schwierigkeiten bringen“. Er weiß um die Schwierigkeiten, die oftmals nur mit einer hohen Frustrationstoleranz von Seiten der pädagogischen Fachkräfte zu meistern seien: „Ich möchte Sie dazu ermuntern und bestärken, dass Sie sich diese Frustrationstoleranz erhalten und gleichzeitig den Ergeiz entwickeln, um mit Hilfe der Kooperation den Ertrag für die betroffenen Kinder und Jugendlichen im Rahmen Ihrer Arbeit zu verstärken.“

„Patrick. Eine Fallgeschichte“

Die Journalistin Ingrid Eißele vom Nachrichtenmagazin Stern aus Weinstadt in Baden-Württemberg las eine Episode aus ihrem neuen Buch „Patrick. Eine Fallgeschichte“ vor². Die Fallgeschichte beschreibt eindrucksvoll und aufrüttelnd Begebenheiten sowie biografische Besonderheiten, die dazu führten, dass ein junger Mann im Alter von 20 Jahren schließlich so massiv ausrastete, dass er gemeinsam mit drei weiteren Tätern/innen einen Menschen beinahe umbrachte. Eißele vermittelt dem Leser erste Anzeichen, beschreibt die familiäre Situation, Sequenzen der Erziehung und deutet Gewalterleben im familiären und im nahen sozialen Umfeld an. Dabei wird auch die jeweilige Lebenssituation der Mittäter/innen nicht außer Acht gelassen. Faktoren wie Alkohol, Pubertät, erste Liebe sowie das Streben nach Anerkennung spielen eine Rolle, ebenso das „Abhängen“ mit der Clique, zu erleben, wie andere Schläge austeilen. Die Hilflosigkeit einzelner Menschen wird verdeutlicht, insbesondere der Mutter, die sich nicht erklären kann, warum das doch so „freundliche“, aber auch schon auffällige Kind“ von damals ein Gewalttäter werden konnte. Der Täter selbst, der sagt, dass er „einfach nicht aufhören konnte“ zu schlagen und „dass er sich halt gern in anderer Leute Sachen reinhängt“, ist nach eigenen Aussagen nach bestimmten Erlebnissen in seiner bisherigen Lebensgeschichte „irgendwie abstumpft“. Die Autorin hat „Patrick“ vier Jahre nach der Tat in der Sozialtherapeutischen Anstalt der JVA aufgesucht und interviewt. Sie wirft berechnete Fragen auf, unter anderem nach der Verantwortung, denn Patrick war schon in jungen Jahren kein unbeschriebenes Blatt mehr. Hätte ein genaueres Hinsehen nicht Schlimmeres vermeiden können?

Die Frage nach dem Warum ist in den Erzählungen von Ingrid Eißele immer präsent. Ohne zu stigmatisieren, zeichnet sie anhand der durchgeführten Interviews Patricks Geschichte vom Kleinkind bis zum Jugendlichen – zum Täter - nach und schildert Begebenheiten und Situationen, die im Zusammenspiel mit vielen anderen Faktoren möglicherweise zu der späteren massiven Gewaltbereitschaft im jungen Erwachsenenalter geführt haben. Es wird deutlich: Patricks Entwicklung und noch junge Biografie ist von Krisen geprägt: Thematisiert wird beispielsweise die fehlende Aufmerksamkeit für den Jungen in einer kinderreichen Familie, der zudem in seiner Entwicklung etwas später dran war als seine Geschwister. Eine phasenweise überforderte Mutter, der alkoholranke Vater. Die Tatsache, dass Patrick schon als kleiner Junge nie ausgeschlossen sein wollte, sich später jedoch eher zum Einzelgänger entwickelte. Patrick schrie sehr viel, sodass sich die Mutter Hilfe beim Jugendamt suchte und schließlich ein Kinderpsychologe und ein Familientherapeut auf den Plan gerufen wurden. In der Grundschule wird festgestellt, dass Patrick an Legasthenie leidet, es häufen sich die „Ausraster“, es folgt „ein Dreivierteljahr in der Kinderpsychiatrie“. Nach der Grundschule geht Patrick auf eine Förderschule, die Eltern lassen sich scheiden. Weitere Krisen folgen. Bereits mit 14 Jahren hat er folgende Einträge im Bundeszentralregister: „Körperverletzung, Diebstahl, illegaler Waffenbesitz“ ...

² Anmerkung der Red.: Auszüge dürfen derzeit nicht zitiert und veröffentlicht werden.

Der Weg zur Tat und das Ausüben werden aus den Blickwinkeln der beteiligten Personen beschrieben, es sind Szenen, die deutlich machen, wie die Jugendlichen einen Streit zum Anlass nehmen und schließlich mitleidslos über eine Person richten. Dabei geraten sie gefühlsmäßig in eine Situation „zwischen Entsetzen und seltsamem Kick“. Ein Mädchen bekommt Lust „selbst zu schlagen“ und Patrick demonstriert, „wie man es richtig macht“. Mit fatalen Folgen, das Opfer wird schließlich an einem Müllcontainer zurückgelassen - die Täter rufen zumindest den Rettungsdienst an. Das Opfer überlebt - jedoch als „Schwerstpflegefall“. Es kommt schließlich zur Gerichtsverhandlung, Patrick und ein weiterer Mittäter werden „zu elf Jahren Haft wegen schwerer Körperverletzung“ verurteilt. Die beiden an der Tat beteiligten Mädchen wurden „auf unbestimmte Zeit in die Psychiatrie eingewiesen“.

Spurensuche: „Was macht Kinder zu Tätern?“

Die Diplom-Psychologin und Psychotherapeutin Dr. Ute Projahn, Leiterin der Wohngruppen Euskirchen der LVR-Jugendhilfe Rheinland, griff im Rahmen ihres Vortrags den von Ingrid Eißele geschilderten „Fall Patrick“ auf und analysierte ihn eingangs hinsichtlich der Fragestellung: „Was macht Kinder zu Tätern?“ Dabei unternahm sie u.a. psychologische Erklärungsversuche anhand konkreter Fälle von Kinder- und Jugendgewalt und zeigte „Spuren“ auf, die auf mögliche Ursachen und Gründe hinweisen. Weiterhin rückte sie Kooperationsformen zwischen Jugendhilfe, Justiz und Kinder- und Jugendpsychiatrie in den Mittelpunkt.

Der ebenso erschreckende wie aber auch thematisch interessante „Fall Patrick“ sei „spektakulär“, weil neben der „traurigen Geschichte“ auch die Frage nach der Schuld bzw. nach dem Versagen aufgeworfen werde: „Wer ist schuld daran, dass Patrick zu einer solchen Tat in der Lage war, die er offensichtlich auch heute nicht bereut?“ Die Geschichte von Ingrid Eißele verdeutliche die individuelle Biografie von Patrick und weise auf Zusammenhänge hin, die als ursächlich für sein gewaltbereites Verhalten gelten könnten. Darüber hinaus würden auch Zusammenhänge deutlich, die Patrick u.a. sowohl als Individuum, zum Beispiel anhand der Eltern-Kind-Beziehung, als auch in der Gruppe beschreiben. In diesem Zusammenhang rückte sie z.B. Patricks Rolle in der Geschwisterreihe, seine Bindung zum Vater und später „als Kind mit schwerer Schuld“ in den Blick. Dr. Projahn beschrieb anschaulich Sequenzen seiner Biografie, die eigentlich zunächst in einem „liebvollen und die Kinder annehmenden“ Elternhaus beginnt. Als schweren Einschnitt bewertete sie beispielsweise die Trennung der Eltern. Infolgedessen wandte sich Patrick dem Vater zu: „Der Vater, sein Idol, schafft es durch seinen Alkoholismus nicht mehr, in seinem Sohn sein Kind zu sehen“, so Dr. Projahn. Vielmehr wurde er zum „Kumpel, der mit ihm trinkt und schließlich auch mit ihm lebt“. Es entstand „der tragisch umgekehrte Fall“, indem Patrick sich dem Vater gegenüber solidarisch erklärte und die Rolle des Beschützers einnahm: „Er wird seine Mutter dafür verachtet haben, dass sie den Vater aus dem Haus geworfen hat und auch ihn, Patrick, hat gehen lassen, obwohl sie hätte wissen müssen, dass das unverantwortlich war.“ Eine Zeit verbringt Patrick in einer Jugendhilfeeinrichtung, „bekommt sogar eine positive Bewertung“, hält es dort aber dennoch nicht lange aus, „möglicherweise aus Angst, von der Familie vergessen zu werden“.

Patrick lebt wieder beim Vater. An dieser Stelle ergibt sich die Frage: „Was hat das Jugendamt dazu veranlasst, Patrick erneut beim Vater wohnen zu lassen?“ Denn die Situation eskaliert, Patrick schlägt seinen Vater und geht. Am nächsten Tag findet er den suchtkranken Mann hilflos auf, bringt ihn nach Hause. Später findet er ihn tot auf und wird schließlich wegen unterlassener Hilfeleistung angezeigt.

Die Gruppe als Auslöser von Gewalt

Die Betrachtung eines Falls bzw. der Fälle von Kinder- und Jugendgewalt anhand „der Gruppe“ sei wichtig, um nachvollziehen zu können, wie Straftaten entstehen, und um Gründe aufzuzeigen. Faktoren wie Alkohol, Eifersucht, psychische Einschränkungen bzw. Probleme der Einzelnen können dazu führen, dass sich eine Situation „auflädt“ und schließlich, wie

auch wahrscheinlich im Fall Patrick, ein „Looser“ bzw. ein Schuldiger gefunden werden muss. Das Verhalten innerhalb der Gruppe spiele bei Straftaten, die Kinder und Jugendliche begehen, eine entscheidende Rolle: „Kinder, die wie Patrick nicht schwach sind und unter Minderwertigkeitsgefühlen leiden, können sich in der Gruppe leicht profilieren, indem sie ein Verhalten zeigen, welches bei den Zuschauern so eine Art gruseliges Lustgefühl erzeugt“, so Dr. Projahn. Opfer von Gewalt hingegen würden erschreckend oft das gleiche Profil aufweisen, „zumindest wenn sie aus der Alterspopulation der Täter kommen: körperlich schwach, alleine, wehrlos.“ Zudem handele es sich nicht - im Gegensatz zu fremdenfeindlichen Übergriffen - immer um geplante Taten. Vielmehr gehe eine Art „Ruck“ durch die Tätergruppe „und schon ist das Opfer ohne eine Chance zur Gegenwehr ausgemacht“, so Dr. Projahn.

Wie bereits beschrieben wurde das Opfer, das von allen Beteiligten geschlagen wurde, an einem Müllcontainer „entsorgt“. „Die Täter werden zu Haftstrafen verurteilt, die Täterinnen kommen in die Psychiatrie“, so die Expertin, die an dieser Stelle auf die Schuldfrage hinwies: „Tragen die Täterinnen weniger Schuld an dem Vorfall?“ Der Zusammenhang von „Therapie versus Strafe“ müsse nach Ansicht der Expertin stärker in den Blick genommen werden. Es müsse genauer hingeschaut werden, z.B. wenn es um die Möglichkeit einer Therapieverordnung gehe. Zwar sei von Seiten der Gutachter bei Patrick keine Alkoholsucht diagnostiziert worden, „aber man könnte dennoch die Frage aufwerfen, ob ihm eine Drogentherapie nicht doch geholfen hätte?“, so Dr. Projahn.

Mädchen als Täter

Betrachte man Mädchen als Täterinnen, so stelle man fest, „dass sie oftmals das Zünglein an der Waage sind.“ Zum Beispiel seien Borderline-Patienten dafür bekannt, dass sie unter schweren Eifersuchtsproblemen leiden. Sie konstruieren neue Bindungen und neigen dabei aus psychologischer Sicht zur Einverleibung. Auch im Fall Patrick waren die beteiligten Mädchen bereits vor der Tat in psychiatrischer Behandlung. „Die Täterinnen, die ich aus meiner Arbeit kenne, entsprechen weniger dem Bild der Initiatorinnen und späteren Mittäterinnen wie im Fall Patrick. Dennoch bewahrten sie sich eine Reststruktur der ‚Gangsterbraut‘“, berichtet Dr. Projahn. Die so genannten Mädchengangs seien in ihrer Brutalität, Entschiedenheit und Vorgehensweise nicht zu unterschätzen: „Oftmals sind sie subtil, raffiniert und geplant – ihre Vorgehensweise ist weniger spontan geplant als die der Jungen.“

Störungsbilder früh erkennen

Mentalisierungsstörungen (schwere Persönlichkeitsstörungen) zählen nach Ansicht von Dr. Projahn zu den wichtigsten Ursachen für eine spätere Gewaltentwicklung: „Sie sind bindungstheoretisch da einzuordnen, wo die frühe Bezugsperson sich so abweisend ambivalent und grausam verhielt, dass das hilflose Kind in der permanenten Not war, unauffällig zu wirken, und eigene Bedürfnisse nicht zulassen konnte.“ Aufgrund dessen habe es niemals ein Selbstbild entwickeln können, dagegen ein Fremdbild von anderen, welches ebenfalls keine Reflexion zuließ. „Ein Kind, das so aufwachsen musste, hat weder ein Bild von sich selber noch von anderen“, so Dr. Projahn. U.a. wissenschaftliche Erhebungen der Bindungs- und Traumaforschung zeigen auf, „wie wichtig es ist, frühe Störungsbilder rechtzeitig zu erkennen, bevor es zu massiven Mentalisierungsstörungen kommt.“

„Kinder sind keine Teamplayer mehr“

„Was uns hier heute zusammenbringt, sind die als ‚kalte Taten‘ zu bezeichnenden brutalen Straftaten von Kindern und Jugendlichen“, so Dr. Ute Projahn. Es handele sich bei diesen Fällen um eine Aneinanderreihung von mehreren Ereignissen, die das normale Gefüge von Mitleid, Vorsicht, Angst usw. verloren gehen lassen. Die bereits genannten Phänomene wie die Suche nach Anerkennung, Aufmerksamkeit oder der Gruppendruck würden obsiegen. Auch die Erkenntnis, dass immer weniger Kinder und Jugendliche zu Gefühlen wie Mitleid in

der Lage sind, sei in beeindruckender Weise bereits in wissenschaftlichen Experimenten nachgewiesen worden. „Kinder sind keine Teamplayer mehr“, so Dr. Projahn, und dazu trage auch der steigende Konkurrenz- und Leistungsdruck in der heutigen Gesellschaft bei. Kinder müssten erlernen, Sieger und Verlierer sein zu können: „Das Erlernen der unverzichtbaren Fähigkeit, Frustrationen zu ertragen, kommt bei mit sich allein gelassenen Kindern nicht vor. Um das zu bekommen, was sie sich vorstellen, können sie regelrecht ausrasten.“ Profis in der Kinder- und Jugendhilfe stünden angesichts negativ geprägter Biografien von auffällig gewordenen Kindern und Jugendlichen vor großen Herausforderungen. Insbesondere gehe es auch darum, Berührungängste abzubauen und die eigene Arbeit stets zu hinterfragen: „Was haben wir als Profis in unseren Arbeitsfeldern für eine Streitkultur? Können wir zuhören und unsere Zuneigung zeigen, Wut ertragen, können wir verzeihen? Wie schaffen wir es als Erwachsene, Kinder dazu zu motivieren und zu begeistern, etwas Gemeinsames mit anderen und möglicherweise auch mit uns zu tun?“

„Was Kinder und Jugendliche brauchen sind verlässliche, humorvolle, kreative und mutige Menschen, die ihnen begegnen wollen, notfalls aber auch im Wege stehen, wenn es sich um einen Irrweg oder eine Sackgasse handelt“, so Dr. Projahn. Die „drei Systeme“ Jugendhilfe, Kinder- und Jugendpsychiatrie und Justiz müssten sich daher im Rahmen von Kooperationen stets hinterfragen, welche gemeinsamen Ziele sie verfolgen. Um dieser schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, seien u.a. kontinuierliche fachliche Schulungen und Supervisionen sowie kollegiale Beratungen notwendig. Eine „gute Arbeits-Bindung“ müsse geschaffen werden: „Die Kinder und Jugendlichen, um die es uns geht, brauchen unbedingt Glücksgefühle, und zwar in dem Sinne, dass sie erfahren, mit sich und anderen zurechtzukommen.“

NRW-Initiative „Kurve kriegen“

Ministerialrat Peter Beckmann und Heike Pohlmann, Referat „Projekt Prävention Jugendkriminalität“ (PPJ), Ministerium für Inneres und Kommunales des Landes NRW, berichteten im Rahmen ihres Vortrags über „erste Erfahrungen“ bei der Durchführung der NRW-Initiative „Kurve kriegen – Dem Leben eine neue Richtung geben“. Mit Hilfe der landesweit angelegten Initiative zur Verhinderung von Jugendkriminalität soll verhindert werden, dass gefährdete Kinder und Jugendliche dauerhaft auf die schiefe Bahn geraten. Bereits wenige Monate nach dem Auftakt nehmen 153 Kinder im Alter zwischen acht und 14 Jahren (davon 134 männlich und 19 weiblich) an dem Programm der Polizei teil (Stand April 2012). 2011 ist die landesweit einmalige Initiative in den acht Modellregionen Aachen, Bielefeld, Dortmund, Duisburg, Hagen, Köln, dem Rhein-Erft-Kreis und dem Kreis Wesel gestartet.

Ziel des Präventionsprojektes ist, die Zahl der von Kindern und Jugendlichen begangenen Straftaten zu verringern. Gemäß der Devise „Frühe Hilfe statt späte Härte“ sollen Kinder und Jugendliche im Alter zwischen acht und 15 Jahren, die bereits rechtswidrige Delikte begangen haben (z.B. eine Gewalttat oder schwere Eigentumsdelikte) und deren Lebensumstände zudem problembelastet sind, nachhaltig vor einem dauerhaften Abgleiten in die Kriminalität bewahrt werden. „Für uns ist der Einzelfall entscheidend“, so Beckmann. „Wir wollen vermeiden, dass aus ersten delinquenten Auffälligkeiten eine kriminelle Karriere entsteht.“ Kriminalpräventiv zu handeln sei schließlich eine Aufgabe der Polizei. „Wir setzen bei den strafunmündigen Tätern an und versuchen herauszufinden, ob diese auf der Schwelle zur Dauerkriminalität stehen. Das heißt, wenn wir durch ein strukturiertes Verfahren die Gefährdung von bisher wenig auffällig gewordenen Kindern zu erkennen glauben, dann wollen wir einschreiten und gezielte frühe Hilfe anbieten, anstatt mit späten Strafen zu reagieren“, so Beckmann. Die Teilnahme an dem Programm ist freiwillig und kann nur mit der schriftlichen Einwilligung der Sorgeberechtigten erfolgen.

„Dabei haben wir erkannt, dass spezieller Sachverstand gefragt ist“, so Heike Pohlmann. In den Projektteams der Polizei sind daher pädagogische Fachkräfte wie Sozialpädagogen,

Sozialarbeiter, Erziehungswissenschaftler oder Psychologen mittels Dienstverträgen eingebunden, die verlässliche Ansprechpartner für Familien und vor allem für die Kinder sind. „Die aufsuchende Arbeit, das Fallmanagement und die Netzwerkarbeit sind die drei wesentlichen Aufgaben der pädagogischen Fachkraft“, so Pohlmann. Sie seien „Bindeglieder“ zwischen Polizei und Jugendamt und koordinieren die Netzwerkarbeit. Die angebotenen Hilfen für die Teilnehmer können je nach Fall von der pädagogischen Fachkraft individuell ermöglicht werden, denn nach dem Baukastenprinzip stehen verschiedene Maßnahmen regionaler Anbieter zur Verfügung - vom Anti-Aggressionstraining über Lernhilfen und Sprach- und Sportangebote bis hin zu Elterntrainings. Die Resonanz der Eltern sei insgesamt positiv. Ein weiterer Erfolgsgarant sei die „Rollenklarheit“: „Gerade im Rahmen einer engeren Kooperation ist diese für das Gelingen sehr wichtig“, so Pohlmann. Aktuell wird das Projekt von Seiten des Instituts für Psychologie der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel evaluiert.

Workshops thematisierten die Praxis

Neben Fachvorträgen stand die Präsentation von (Kooperations-)Projekten sowie der Erfahrungsaustausch im Mittelpunkt des Tagungsgeschehens. In insgesamt sechs Workshops wurden neben Fachinformationen auch beispielhafte Kooperationen, Netzwerke und Projekte – insbesondere für den Bereich Schule – vorgestellt.

„Screening und standardisierte Diagnosen in der Prävention – Fallstricke und Potentiale“ lautete der Titel des Vortrags von Prof. Dr. Holger Ziegler von der Fakultät für Erziehungswissenschaft (AG 8 – Soziale Arbeit) an der Universität Bielefeld. Er setzte sich in seinen wissenschaftlichen Ausführungen kritisch mit „standardisierten und professionellen Diagnosen als informationale Basis sozialer Arbeit“ auseinander und beleuchtete dabei u.a. verschiedene (technologische) Methoden und Modelle. Es sei viel und kontrovers über Formen der Diagnose und Diagnostik gestritten worden: „Ich persönlich habe gar keinen Zweifel daran, dass wir in der sozialen Arbeit diagnostizieren, Personen kategorisieren und auf Basis dieser Kategorisierungen Personen bearbeiten. Es geht nicht anders“, so Prof. Dr. Holger Ziegler. Die entscheidende Frage für die professionelle wie demokratische Qualität sozialer Arbeit sei jedoch, „wie wir es tun“.

Gewaltprävention & Geschlechtersensibilität

Zum Thema „Geschlechtersensibilität in der Gewaltprävention“ rückte Dr. Susanne Gerner, Diplom-Pädagogin am Lehrstuhl für Sozialpädagogik an der Universität Siegen, „aktuelle Perspektiven aus der sozialpädagogischen Forschung und Praxis“ in den Blick. Gemeinsam mit den Workshop-Teilnehmern diskutierte sie u.a. Fragen für das eigene Handlungsfeld wie z.B. „Was bedeutet Männlichkeit für die ‚Professionellen‘ und auch für die Jungen und Mädchen?“ sowie „Welche Gruppendynamiken sind relevant?“

Gerade beim Thema Gewalt und Devianz (abweichendes Verhalten) würde sich die Annahme der Geschlechterdifferenz auf den ersten Blick bestätigen: „Jungen sind Täter, Mädchen sind Opfer. Jungen richten Aggression nach außen, Mädchen gegen sich selbst.“ Dr. Susanne Gerner warf Gegenthesen auf und gab damit u.a. zu bedenken: „Wenn von Differenz ausgegangen wird, wird Gleichheit übersehen“ und „Entstehungszusammenhänge von Gewalt sind auch im Hinblick auf das Geschlecht der Täter/innen und Opfer vielschichtig und kontextabhängig“. In diesem Zusammenhang nannte sie den „doppelten Blick“ auf die jeweilige Situation „als professionelle Herausforderung“, denn Differenz-Zuschreibungen führen zu Ausblendungen: „Trotzdem spielt das Geschlecht für die Lebenswirklichkeit von Kindern und Jugendlichen eine wichtige Rolle.“ Aus Sicht der Geschlechterforschung sei die Gewalt-Affinität von Jungen und Männern genauso erklärungsbedürftig wie das Gewalthandeln von Mädchen bzw. Frauen und werfe daher Fragen auf wie „Welcher Zusammenhang besteht zwischen Gewalt und Geschlecht?“ oder „Welche Rolle spielt das Geschlecht, wenn Gewalt von Kindern und Jugendlichen gesellschaftlich und in

pädagogischen Handlungskontexten zum Thema wird?“ Das Thema „Gender Mainstreaming“ sei zudem innerhalb von Jugendhilfe und Schule ein gesetzlicher Auftrag.

Fallkonferenzen in der Schule

Unter dem Titel „Vernetzung durch Fallkonferenzen in der Schule“ stellten Ralf Bouerdieck-Thiem und Bettina Brunswicker von der Evangelischen Jugendhilfe Iserlohn-Hagen gemeinnützige GmbH, Petra Ninnemann, Rektorin an der Grundschule Sümmern, und Manuela Schacke, Leiterin Erziehungshilfen Stadtjugendamt Iserlohn, das Projekt „JanS – Jugendhilfe an Schule“ in Iserlohn vor. Das Kooperationsprojekt zielt darauf ab, die Schule als Lern- und Lebensort für alle Beteiligten erfahrbar zu machen. Daher sind Mitarbeiter/innen der Evangelischen Jugendhilfe Iserlohn mit unterschiedlichen pädagogischen Angeboten an den Schulen präsent. Zu den Angeboten zählen u.a. die erlebnis- und handlungsorientierte Gruppenarbeit, ein sozial-emotionales Kompetenztraining, Forscherwerkstatt, Kindersprechstunde und Elternarbeit (Familientage, Dialogabende) sowie die Vernetzungsarbeit mit Schnittstellenpartnern. Auf diese Weise könne eine erzieherische Förderung der Kinder in ihrem gewohnten Umfeld und in der Gruppenarbeit gefördert werden.

Ein Grundgedanke für die Initiierung des Projektes war „an einen Ort zu gehen, wo Kinder und Jugendliche einen Großteil ihrer Zeit verbringen und auch Eltern hingehen“, so die Referenten. Dabei sollten in erster Linie niederschwellige Angebote mit präventivem Charakter aufgelegt werden. Aktuell werden 15 Grundschulen und zwei Förderschulen mit insgesamt 4.500 Schülern erreicht. Neben den „JanS“-Mitarbeiter/innen und den Eltern sind die jeweiligen Schulleitungen, Mitarbeiter/innen der Offenen Ganztagschulen (OGS) sowie des Jugendamtes und Lehrer/innen beteiligt. Mit Hilfe der breit aufgestellten Kooperation möchte man u.a. eine Flexibilisierung in der Erziehungshilfe erreichen bzw. ein gemeinsames Fallverstehen von Jugendhilfe und Schule dauerhaft gewährleisten. Neben der Koordination von Angeboten und Hilfen sowie dem Abbau von Schwellenängsten soll zudem ein früher Zugang zu sozialen Problemlagen von Kindern und Jugendlichen sowie die Integration von Schülern/innen mit einem erhöhten Erziehungsbedarf geschaffen werden. Die bisherigen Erfahrungen der Projektbeteiligten bestätigen eine positive Entwicklung. Im Sinne der Prävention habe man den früheren Zugang zu Problemlagen von Kindern und Jugendlichen sowie eine „verbesserte Akzeptanz von Hilfen“ erreicht. „Schulen lernen von Schulen“, so die Referenten, sodass auch neue bedarfsgerechte Projekte entstehen können. Es sei gelungen, ein gemeinsames Fallverstehen von Schule, Jugendamt und Jugendhilfe, „abgestimmte Hilfen“ sowie eine Strategie zur gemeinsamen Problemlösung von Schule, OGS, Jugendamt und Jugendhilfe zu etablieren. In den monatlich stattfindenden „Fallkonferenzen“ werden Rückmeldungen zu den einzelnen Angeboten gegeben und Inhalte von (neuen) Kursangeboten besprochen. Darüber hinaus sei auch der Hilfebedarf für den „Einzelfall“ ein Thema.

„Endlich ein Coenig“

„Endlich ein Coenig“: Unter dieser Überschrift stellten Gabriele Hess, Diplom-Sozialpädagogin im AWO Unterbezirk Münsterland-Recklinghausen, Stadtteilbüro Coerde, und Peter Griese, Diplom-Sozialpädagoge im Verbund sozialtherapeutischer Einrichtungen NRW e.V., Münster, „ein Projekt zur Prävention von Kinder- und Jugendkriminalität in acht Modulen im Stadtteil Münster-Coerde“ vor. Es wurde im Jahr 2009 quasi „aus dem Bedarf heraus“ realisiert, denn im Stadtteil Coerde lebt ein hoher Anteil an Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren. Verschiedene soziale Problemlagen führten u.a. dazu, dass ein auffallend hohes delinquentes Verhalten festgestellt wurde - oftmals bei Kindern in einem Alter unter der Strafmündigkeit. Das Projekt „Coenige“ will in erster Linie Kinder im Alter zwischen zehn und zwölf Jahren theoretisch sowie praktisch über Gesetze und die Folgen von Straffälligkeit aufklären, sie dafür sensibilisieren und zugleich präventiv wirken.

Um die Verantwortung und das Bewusstsein für das eigene Handeln der Kinder und Jugendlichen zu fördern und zu stärken, haben sich soziale Einrichtungen wie HOT Evangelische Andreas Kirchengemeinde, Jugendgerichtshilfe, Bezirksdienst der Polizei, Kindersozialdienst und Deutsches Rotes Kreuz im „Arbeitskreis Coerde“ zusammengeschlossen und ein Präventionskonzept mit acht Modulen entwickelt, das sich über einen Zeitraum von vier Wochen erstreckt und eine flexible und auf verschiedene Gruppen übertragbare Vorgehensweise zulässt. Neben einer altersgerechten Einführung in das Thema werden innerhalb der Module viele Einblicke in die „Praxis“ geboten, u.a. ein Tag bei Gericht und im Polizeipräsidium. Unter der Überschrift „Strafrecht – ganz einfach!“ erhalten die Kinder Informationen und Beratung zur rechtlichen Einordnung des eigenen Verhaltens und erfahren mehr über rechtliche Konsequenzen bei straffälligem Verhalten. Ein weiteres Modul thematisiert den Umgang mit Neuen Medien und rückt Verhaltensregeln sowie mögliche Risiken und Gefahren z.B. beim Chatten in den Blick. Im Rahmen eines Deeskalationstrainings setzen sich die Kinder u.a. mit der eigenen Haltung zum Thema Gewalt auseinander, weitere Module rücken Hilfsangebote sowie nach dem Motto „Alles außer Langeweile“ alternative Freizeitmöglichkeiten, die das Miteinander verbessern sollen, in den Vordergrund. Die Module sind fachlich so angelegt, dass sie auch eine geschlechterspezifische Arbeit sowie Möglichkeiten der Lebenswelt und Sozialraumorientierung bieten. Im Vordergrund steht die Vermittlung von positiven Erlebnissen und Aktionen. Es finden Rollenspiele und Gruppenarbeit statt, darüber hinaus werden verschiedene Medien und Methoden eingesetzt. Den Kindern wird ein „geschützter Rahmen“ geboten, wobei die Begleitung durch eine qualifizierte Bezugsperson gewährleistet und auch die Einbeziehung von Eltern und Schule vorgesehen ist.

Besonders großes Interesse erfuhren zwei Workshops, die sich mit der Implementierung eines Konfliktmanagements in Schulen sowie mit der Zusammenarbeit von Jugendhilfe, Schule, Kinder- und Jugendpsychiatrie und Justiz befassten.

Das „pädagogische Plus“ in der Schule

Jürgen Schmidt, Fachsozialarbeiter für klinische Sozialarbeit (ZKS) und seit 1994 an der Oscar-Paret-Schule (OPS) in Freiberg am Neckar tätig, referierte zum Thema „Konfliktmanagement in Schulen – frühzeitige Grenzziehung und Unterstützung von delinquenten Kindern im schulischen Umfeld“. Er berichtete über seine Erfahrung bei der Entwicklung und Einführung eines systemischen Konflikt- und Fall-Managements für delinquentes Verhalten an der OPS auf Basis des Mehr-Ebenenprogramms „Fair Leben – mit Konflikt-Kultur“ an Schulen.

Erniedrigen, erpressen, entwürdigen und bestehlen: „Die Situation in vielen Klassen-Kulturen ist geprägt von einer Werte-Erosion“, so Schmidt. Es sei wichtig, „zu siegen“ und auf keinen Fall ein „Opfer“ zu werden. Die Gründe für die Initiierung eines Konfliktmanagements lagen auf der Hand:

- ≡ in fast jeder Klasse seien anhaltende, systematische Gewalt-Phänomene aufgetreten
- ≡ jeder 7. Schüler war schon einmal Opfer von erheblichen psychischen und körperlichen Verletzungen
- ≡ Lehrer und Eltern erfahren nur von 20% der Fälle. Mischen sie sich ein, kommt es in 60% der Fälle zu einer Verschlimmerung der Situation des Opfers

Um dieser Situation begegnen zu können, müsse man psycho-soziale Grundbedürfnisse im Blick behalten: Sicherheit, Bindung, Autonomie und Selbstwirksamkeit sowie Wertschätzung, Anerkennung und Anregung. „Wenn Kinder in Klassengemeinschaften ‚der Chef‘ sein wollen, dann ist das ein Ausdruck ihres Bedürfnisses nach Wertschätzung und Anerkennung – nach Status“, so Schmidt. „Wir sehen Kinder als Menschen, die auf dem schulischen Feld agieren, um ihre psychischen Grundbedürfnisse zu erfüllen. Wir müssen uns daher fragen, wie wir ihren Grundbedürfnissen mehr Gehör verschaffen können?“ Hinzu käme, dass die heutige

Erziehungssituation u.a. von einem Mangel an Autorität, an Bindung, Wertschätzung und Orientierung geprägt sei. „In unserem pädagogischen Konzept geht es grundsätzlich um die Frage: Wie können wir auf die psychischen Grundbedürfnisse der Kinder und Jugendlichen eingehen, wenn wir Konflikte mit ihnen angehen?“, so Schmidt. Dazu gehöre auch, dass man sich mit Hilfe von Mediation der Herausforderung stellt, ihren Disput zu verstehen, um letztendlich eine Beziehung herzustellen.

„Eine Schule ist eine Wertegemeinschaft. Ihre Werte sind nicht verhandelbar. Sie müssen gepflegt werden, um in einer Schulkultur zum Leben zu erwachen“, lautet z.B. eine Aussage der „Grundsätze der Schulgemeinschaft“. Im Sinne einer vernünftigen Konfliktlösungsstrategie unter den Schülern/innen bezieht die OPS auch in ihrer Schul- und Hausordnung Position: „Jeder, der sich in der Schule aufhält, verpflichtet sich zu Rücksichtnahme und Respekt. Konflikte sind einvernehmlich und ohne körperliche oder seelische Gewalt zu lösen.“ Umzusetzen sei dies nur mit einem „gemeinsamen pädagogischen Konzept“. Zu den Grundsäulen der Konfliktregelungen an der OPS zählte Schmidt beispielsweise die Beziehungs- und auch die konfrontative Pädagogik: „Sich positionieren, Grenzen setzen, sich in den Weg stellen und darüber Beziehungen finden.“ An der OPS richte man sich unter anderem nach dem „Modell der Neuen Autorität“³, berichtete Schmidt. Dieses Modell zeige auf, dass sich das pädagogische Handeln am Verhalten der Kinder und Jugendlichen orientieren müsse und zwar im Rahmen eines Netzwerkes, das u.a. eine „gegenseitige Unterstützung“, die „wachsamen Sorge und Stärke“ sowie „Präsenz und Bindung“ berücksichtigt. Zur „pädagogischen Grundformel“ für eine effektive Konfliktregelung zählte Schmidt

- ≡ das Fundament der Werte der Schulgemeinschaft (Menschenrechte),
- ≡ das Initiieren und Einüben einer bedürfnisorientierten Kultur der Zugehörigkeit, der Anerkennung und der Freiheit in Verantwortung,
- ≡ das Konfrontieren mit Werte- und Regelverletzungen sowie
- ≡ das Anbieten von Hilfen zur Verhaltensveränderung.

Zur Präventionsarbeit und Konfliktlösung gehöre das „Demokratie lernen in der demokratischen Wertegemeinschaft – und zwar im Schulalltag“. Die Schule müsse als „Lernfeld für soziale und persönliche Kompetenzen“ sowie als Ort für das „ganzheitliche Lernen zwischen den Polen von Kognition und Emotion, Individuum und Gemeinschaft“ sowie „Lehren und Lernen“ verstanden werden. „Wir erarbeiten daher mit Schülern auch so genannte Gewaltverzichtserklärungen“, so Schmidt.

„Unser System von Konflikt-Management heißt nichts anderes, als dass wir eine Struktur in der Schule geschaffen haben (...)“, die vorsieht, gemeinsam mit den Schülern/innen „Werte einzuüben“, um unter anderem auf der Basis von Respekt, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit das „Wohlfühlen innerhalb der Klassengemeinschaft zu ermöglichen.“ Dabei wird eine Vielzahl an Konflikt-Hilfen geboten - von der Schüler-Streitschlichtung über Mediation und Wiedergutmachung bis hin zu Klassenrat und Mobbing-Intervention auf der Klassenebene. Ein einheitliches, verbindliches Konzept sorgt dafür, dass mit anerkannten pädagogischen Standards in der Konflikt-Regelungsstelle, in der ein interdisziplinäres Team arbeitet, Konflikte angenommen, eingeschätzt, Hilfen angeboten und begleitet werden. Ob Opfer oder Täter - hier begegnet man sich auf gleicher Augenhöhe und macht Schülern sowie Klassenlehrern gemäß dem Motto „Hilfe kommt vor Strafe“ Vorschläge im Sinne der Konfliktlösung.

In der Konflikt-Regelungsstelle sind ältere Schüler („Streitschlichter“) Ansprechpartner. Darüber hinaus arbeiten neben pädagogischen Fachkräften elf Eltern im Konflikt-Unterstützungsteam als Konflikt-Assistenten sowie fortgebildete Schüler/innen aus der Oberstufe als Schul-Mediatoren mit. Hier werden alle Fälle angemeldet, „und das

³ nach Prof. Dr. Haim Omer & Priv.-Doz. Dr. phil. Arist von Schlippe

Erstaunliche ist, dass rund 80% der insgesamt 510 gemeldeten Fälle im vergangenen Schuljahr so genannte Selbstmelder waren“, berichtete Schmidt. Dies zeige auf, dass sich Schüler/innen mit Möglichkeiten des gewaltfreien Wehrens beschäftigt haben und diese auch nutzen. Das Konflikt-Management in der Konflikt-Regelungsstelle nimmt u.a. alle gemeldeten Konflikte an, klärt klassenexterne Konflikte oder Konflikte mit Hinweisen auf Mobbing auf und bewertet diese, unterbreitet Lehrern und Schülern einen Lösungsvorschlag und sorgt für die Einhaltung von Vereinbarungen. Hierfür wurde eigens ein computergestütztes Netzwerk entwickelt, das u.a. für einen einheitlichen Informationsstand der Beteiligten sorgt.

Clearingstelle bringt alle Beteiligten an einen Tisch

Lorenz Hilwerling, Oberarzt im kinder- und jugendpsychiatrischen Intensivbereich/Esstörungen an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie am Universitätsklinikum Münster, richtete im Rahmen seines Vortrags „Schwierige Kinder' und hilflose Helfer? - nicht unbedingt ...“ sein Augenmerk auf jugendliche Mehrfachtäter und auch Intensivtäter. In der Praxis ist Hilwerling nach eigenen Angaben mit der ganzen Bandbreite an Delikten befasst – von der schweren Körperverletzung bis hin zu schweren Sexualdelikten. Die Klinik bietet ambulante, teil- und vollstationäre Diagnostik- und Therapiemöglichkeiten für ein breites Spektrum an kinder- und jugendpsychiatrischen Störungs- und Krankheitsbildern in der Region Münster und im Kreis Steinfurt. In 2011 wurden hier 313 Patienten vollstationär und 234 Patienten teilstationär von einem interdisziplinären Team behandelt und betreut.

Hilwerling stellte die Arbeit der Clearingstelle Münster vor, die die Zusammenarbeit zwischen Jugendhilfe, Schule, Kinder- und Jugendpsychiatrie und Justiz langfristig nachhaltig optimieren soll. Um die Handlungsfähigkeit zu verbessern, hat man in Münster vor rund vier Jahren beschlossen, im Sinne der jungen Patienten und der Institutionen eine Kooperation bzw. eine fundierte Netzwerkarbeit zu etablieren: „Herausgekommen ist dabei eine Clearingstelle“, so Hilwerling, „ein Verfahren zur Koordination, das mittlerweile gewisse Erfolge erzielt“. Vertreter/innen der Klinik, des Jugendamtes, der Jugendhilfeträger sowie der Polizei und der Schule treffen sich seither einmal pro Monat für ca. zwei bis vier Stunden, um sich zu beraten und um Maßnahmen zu koordinieren. Die hier getroffenen Absprachen (Maßnahmen und Zuständigkeiten) sind verbindlich und werden schriftlich festgehalten. Als „Wunsch-Ziele“ formulierten die Beteiligten der Kooperation u.a. einen gemeinsamen Sach- und Informationsstand - wobei alle über die Situation des Klienten/Patienten sowie über erhobene Befunde und Risikofaktoren/protective Faktoren informiert sind - sowie die Kenntnis der Therapieziele/Jugendhilfe-Ziele und der Aufgaben im Gesamtbehandlungsplan. In der Anfangsphase der Initiierung habe man jedoch mit einigen Problemen zu kämpfen gehabt, die darauf fußten, dass die einzelnen Systeme „unterschiedliche gesetzliche Aufträge und unterschiedliche fachliche Meinungen haben“, „unterschiedliche Fachsprachen sprechen“, „Schwierigkeiten haben, die eigene Rollen, Aufgaben und Verantwortungen abzugeben“ oder auch „Probleme damit haben, andere Helfer in ihrer Verantwortung zu achten“.

Wissenschaft blendet delinquente Kinder weitestgehend aus

Hilwerling kritisierte, dass kriminelle Kinder und Jugendliche unter 14 Jahren in der weltweiten wissenschaftlichen Erforschung kein Thema sind, obwohl weltweit betrachtet deutliche Probleme festzustellen seien. Er verwies in seinem Vortrag auf die wissenschaftlichen Erhebungen und das „Erklärungsmodell der Mehrfachtäterschaft von Jugendgewalt“ des Kriminologen Prof. Dr. Christian Pfeiffer, Direktor des Kriminologischen Instituts Niedersachsen (KFN), im Rahmen des Forschungsberichtes „Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt“⁴. Anhand der in diesem Kontext befragten Kinder und Jugendlichen werde deutlich, dass die „erlebte Elterngewalt“ im Zusammenhang mit Faktoren wie zum

⁴ „Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt“, Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des BMI und KFN 2009

Beispiel „gewalthaltigen Medien“, „delinquenten Freunden“, „Alkohol- und Drogenkonsum“ oder „Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen“ sowie biografischen Faktoren eine große Rolle spielt auf dem Weg zur „Mehrfachgewalttäterschaft“. Hierbei ging Hilwerling auf „Indikatoren der psychischen Befindlichkeit nach Erleben elterlicher Gewalt“ ein⁵: „Je schwerer die erlebte Gewalt war, umso heftiger geht das Empathievermögen runter. Ebenso sinkt das Selbstwertgefühl, wobei gleichzeitig die Impulsivität zunimmt. Zudem prägen sich individuelle männliche Normen und Wertvorstellungen stärker aus.“ Im Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie und auch bei den Jugendämtern habe man erstaunlicherweise die Erfahrung gemacht, dass betroffene Kinder und Jugendliche die erlebte Gewalt annehmen bzw. akzeptieren oder als „notwendig“ ansehen, gemäß: „Das war schon in Ordnung so, das musste eben mal sein“. Zudem sei nachgewiesen, dass delinquentes Verhalten kein Phänomen einer Gesellschaftsschicht mit niedrigem sozialen Status sei. Im Gegenteil: Auch Kinder und Jugendliche, deren sozialer Status sehr hoch ist, „benehmen sich nicht besser“, wenn es zum Beispiel um Gewalt, Sachbeschädigung oder Diebstahl geht. Ihre Quote liegt sogar leicht über der von Kindern mit niedrigem sozialen Status.

„Schwarze Peter Spiel“

Das „Schwarze Peter Spiel“, d.h. die Frage der Schuld bzw. nach dem Versagen angesichts schwerer Delikte von Kinder- und Jugendkriminalität, griff Hilwerling kritisch auf, u.a. „weil das die Arbeit enorm beeinträchtigt“. Dies sei zuletzt auch im Fall der getöteten Lena aus Emden wieder deutlich geworden. Egal ob Schule, Polizei, Justiz, Jugendamt, Kinder- und Jugendhilfe, Kinder- und Jugendpsychiatrie oder Eltern - nach und nach werde der „Schwarze Peter“ zugeschoben bzw. weitergereicht, was viel Zeit koste und die Intervention bzw. konkrete Hilfeleistungen für das Kind hinauszögere.

Weiterhin bemängelte Hilwerling, dass die beteiligten Institutionen oftmals „sehr unterschiedliche Bilder“ von der tatsächlichen Arbeitsweise und von Zuständigkeit hätten. Insbesondere der Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie sei bestimmten „Vorurteilen und Mythen“ ausgesetzt wie z.B. „In der Psychiatrie sind nur Irre und Verrückte“ oder „Gib dem Kind Medikamente und alles wird gut“. Ebenso würde die Kinder- und Jugendpsychiatrie mit „falschen Erwartungen“ konfrontiert wie „Mein Kind wird ‚heile‘ gemacht“, „Nach drei Wochen Therapie ist mein Kind nicht mehr kriminell“ oder „Therapie findet nur mit dem Patienten statt“, obwohl eine begleitende Familientherapie wünschenswert ist und auch stattfindet. Der Klinikaufenthalt werde oftmals als „scheinbar leichte Lösung innerhalb eines gestörten Systems angesehen“, so Hilwerling. Auch von Seiten der Jugendhilfe gebe es bestimmte Vorstellungen, in der die Klinik gelegentlich als „pädagogische Maßnahme“, als Ersatz für die „geschlossene Jugendhilfe“, als „Jugendschutzstelle“ oder als „Ort der Verantwortungsabgabe“ verstanden würde.

Reflexion der Tagung durch einen „kritischen Freund“

Am Ende des Tages resümierte Raimund Patt von schulhorizonte, Entwicklungsbüro Bildung Horhausen, den Fachtag und lobte abschließend das informative, erfahrungsreiche und „unglaublich richtungsweisende“ Tagungsprogramm, das sicherlich allen Beteiligten einen Informations-, Erfahrungs- und Bestätigungsgewinn verschafft hätte. Mit Blick auf die Vielzahl präventiver Maßnahmen, Konzepte und Projekte warnte er vor „fürsorglichen Belagerungen, die auch zu Hilfefluchten“ führen könnten, wobei sich Kinder und Jugendliche der fürsorglichen Unterstützung möglicherweise entziehen.

U.a. folgende Schlüsselkonzepte seien für den Bereich der gesamten Kinder- und Jugendhilfe sowie auch für den Bereich der Förderschulpädagogik beim Thema Prävention von Bedeutung:

⁵ Quelle: Kinder und Jugendliche in Deutschland: Gewalterfahrung, Integration, Medienkonsum: Zweiter Bericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des BMI und KFN 2010

- ≙ verantwortlich, sensibel engagierte Achtsamkeit
- ≙ Kompetenzen stärken und Gemeinschaft bilden im institutionellen Rahmen
- ≙ Kontinuitäten schaffen und für Professionalität sorgen
- ≙ Rollen- und Aufgabenklarheit, Kooperation, Erfahrungsaustausch, Bündelung von Kompetenzen, Koordinierung, passgenaue Unterstützung

Weitere Informationen im Internet:

www.ajs.nrw.de/images/pdf/lak-nrw.pdf

www.kurvekriegen.nrw.de

www.ops-freiberg.de

www.agj-freiburg.de/konflikt-kultur.html

www.coenige.de

www.jugendhilfe-iserlohn.de